

Schauspielabende

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Wissen und Leben**

Band (Jahr): **10 (1912)**

PDF erstellt am: **09.08.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

der Einführung des modernen Zivilrechtes herantreten: der Erwerb von Baugrund durch die Gemeinde und die Überlassung desselben an Baugenossenschaften auf dem Wege des Erbbaurechtes.

ZÜRICH

PAUL GYGAX



SCHAUSPIELABENDE

Wie überall, wo sie erschien, erfreute sich die Komödie „*Die fünf Frankfurter*“ von C. Rössler auch in Zürich eines lebhaften, dauerhaften Erfolges. Mit geschicktem Griff hat der Autor das Geschlecht der Rothschilde zum Gegenstand eines Stückes gemacht; die fünf Söhne des Maier Amschel werden in Aktion gebracht, der Frankfurter, der Londoner, der Pariser, der Wiener, der Neapler. Mit ihnen ihre alte Mutter, die noch immer im alten Stammhäuschen an der Judengasse wohnt und sich gar nicht sonderlich freut, wenn die Söhne gar zu hoch hinaus wollen. Der eine führt eine fürstliche Heirat im Schilde: seine Tochter soll die Zugabe bilden zu einem artigen Vorschuss, der einem in ewigen Geldschwulitäten sitzenden deutschen Duodezfürsten gewährt wird. Die Sache scheitert aber an der Tochter selbst, die in einem ihrer Oheime den ihr besser zusagenden Gefährten fürs Leben findet, womit die übrigen vier schließlich auch einverstanden sind, ganz abgesehen von der Freude der Großmama. Nicht in dieser Handlung beruht das Amüsante und Gelungene des Stückes, sondern in der Art, wie der Verfasser die Fünfe zu differenzieren und dabei doch stets wieder unter denselben Nenner — ihres Herkommens, ihrer Stammeseigenheiten, ihres Geschäftssensoriums — zu bringen verstanden hat. Das Ganze wird zu einer unaufdringlichen Apologie der Frankfurter, welche die Schattenseiten nicht unterschlägt, ja sie zu komischer Wirkung ausbeutet, zugleich aber sie immer wieder als den natürlichen Revers starker Vorzüge des Geistes und Charakters verständlich und verzeihlich zu machen weiß.

* * *

Joseph Victor *Widmann* hat der Bühne, wie man weiß, einige geistreiche kleine Werke beschert. Nach und nach sichern sie sich ihren Platz im Repertoire. „*Lysanders Mädchen*“ und „*Ein greiser Paris*“ haben sich das wählerische Auditorium des Wiener Burgtheaters erobert, während dem „*Kopf des Crassus*“ dieses Los nicht beschieden war. Und auch anderswo, in Deutschland und in der Schweiz, ist den zwei erstgenannten Einaktern lebhaftes Interesse entgegengebracht worden. Schon vor mehr als einem Dezennium hat das Zürcher Stadttheater „*Lysanders Mädchen*“ zur Aufführung gebracht, und es wird sich empfehlen, dieser reizenden „modernen Antike“ auch künftig die verdiente Beachtung nicht vorzuenthalten, hat doch jüngst die Wiedergabe der „dramatischen Plauderei“ *Ein greiser Paris* bewiesen, dass wir ein Publikum besitzen, das auf derartige feine Geistesreichheiten einzugehen durchaus gewillt ist. Der Einakter hat seinen Ursprung von einer Boccaccio-Novelle genommen: Ein verliebter Alter verteidigt siegreich diese seine psychische Disposition einer vornehmen Dame gegenüber, die, ein Gegenstand seiner feurigen Huldigung, ihn um dieses Johannistriebes willen vor ihren Freunden lächerlich zu machen ins Werk gesetzt hat. Aus einer werden bei Widmann drei, und der feine galante

Sechziger weiß alle drei zu bewundernden Verehrerinnen seines Geistes und seines immer warmen Herzens zu machen. Schade nur, dass er in seiner Apologetik sich doch gar zu sehr über die Realitäten hinwegsetzt und nun auf einmal, da er in seiner humanistischen Vergleichsmanie den Paris als Schiedsrichter über die drei Göttinnen zu seiner eigenen Situation als Analogon heraufbeschwört, das Ungereimte und Lächerliche eines *greisen* Paris einsieht. Und es bedarf aller Liebenswürdigkeit der drei vornehmen Damen, um Herrn Alberto heilenden Balsam in das durch sein eigenes keckes Wort verwundete Herz zu gießen. Aber es gelingt ihren delikaten Händen und zärtlich huldigenden Worten. (Aber den Paris wird Alberto künftig in Frieden lassen.)

Die Reden des Frauenlob sind köstlichster, aufrichtigster Widmann. Das Motto lautet: „Die Frauen liebt ich stets.“ Er selber ist jung geblieben bei diesem Rezept, der Sohn Österreichs, dem Frauenschönheit und Frauengeist als ein praktisches Hauptargument gegen die theoretische Missbilligung der Welteinrichtung und ihres Demiurgen erschienen sind.

* * *

Arthur *Schnitzler*, doch wohl der uns vertrauteste unter den Wiener Schriftstellern, hat jüngst seinen fünfzigsten Geburtstag gefeiert. Viele deutsche Bühnen haben dieses Datums durch die Aufführung von Dramen Schnitzlers gedacht. Ist es doch in erster Linie der Dramatiker Schnitzler, nicht der Erzähler, der sich Popularität errungen hat. Unser Theater hat von jeher Schnitzler die verdiente Beachtung geschenkt. Kaum eines der bedeutenderen Werke ist uns vorenthalten worden, selbst solche, denen von vorneherein eine starke, dauernde Wirkung nicht winkte. So wird sich auch das neueste Drama Schnitzlers, das wir am 15. Mai, dem Geburtstag des Dichters, sahen, die Tragikomödie „*Das weite Land*“ kaum auf lange hinaus im Repertoire der Theater halten. Es will sich zu keiner rechten künstlerischen Einheit gestalten. Streckenweise überwuchert das Nebenwerk, und zwar gar nicht in besonders geistreicher Faktur, das Gerüste der Handlung in bedauerlicher Weise. Daneben wird vom Revolver in überflüssig greller Weise Gebrauch gemacht. Wenn dem Dichter das ganze Leben der Seele als ein Gebiet, ein „weites Land“ von unbegrenzten Möglichkeiten erscheint, in dem die widersprechendsten Dinge neben einander liegen, Hohes und Niedriges, echte Leidenschaft und flüchtige Gier, Verehrung der Reinheit und Lust am gemeinen Genuss, so werden wir dagegen kaum im Ernst Einrede erheben wollen. Fragt sich nur, ob damit die ethische Rechnung einfach zu liquidieren ist; ob denn die sittliche Energie so gar nicht zählt; ob nicht der Kampf gegen diese unreinen, niedrigen Triebe, selbst wenn er nicht zum Siege führt, doch das weit Wertvollere, unendlich Kostbarere darstellt als das bequeme *laisser aller* des „Es ist nun einmal so“; ob vor allem, um es mit einem Wort zu sagen, das Erotische der einzige Gesichtswinkel ist, aus dem Leben und Geschick zu betrachten sind. Denn um nichts anderes dreht es sich in diesem Stück als um Männer, die ihre Frauen, um Frauen, die ihre Männer betrügen. Will uns dieses „weite Land“ nicht als ein gar enges vorkommen? Einmal dämmert in dem „Helden“ des Stückes, dem Fabrikanten Hofreiter, der aus der Untreue gegen seine Frau, die er im grunde liebt und die auch ihn aufrichtig liebt, einen eigentlichen Sport macht, die Erkenntnis auf:

„Ich halte es für sehr einseitig, die Frauen nur aufs Erotische hin zu beurteilen. Wir vergessen immer wieder, dass es im Leben der Frau, auch wenn sie Liebhaber hat, eine Menge Stunden gibt, in denen sie an ganz andere Dinge zu denken hat als an die Liebe.“ Schade nur, dass bei Schnitzler die Frauen und die Männer obendrein letzten Endes doch an nichts anderes denken und ihr ganzes Tun und Leiden einzig von diesem Triebe leiten lassen. Ja, in dem vorliegenden Stücke treibt sogar eben dieser Hofreiter seine Frau, die allen Versuchungen bis jetzt widerstanden hat, recht eigentlich in ein Liebesverhältnis *contre cœur* hinein, und als er es entdeckt, knallt er, der sich im Prinzip keinen Deut aus einer solchen Eheirrung der Frau macht, die sich von ihrem Gatten ständig betrogen weiß, den jungen Fähnrich im Duell nieder.

So scheidet man mit Missbehagen von dieser Tragikomödie. Man bewegt sich in diesem weiten Land in einer künstlich verengten Welt, in der die Schwachheit, das Sichgehenlassen, der haltlose Trieb die Herrschaft führen und daneben eine wirkliche Freiheit von der Knechtschaft gesellschaftlicher Konvention doch nicht besteht.

ZÜRICH

H. TROG



KUNSTNACHRICHTEN

Im Zürcher Kunsthaus hat zurzeit *Karl Haider* ausgestellt, einer jener Künstler, an denen der „Kunstwart“ hervorragende deutsche Eigenschaften entdeckt hat, weil hervorragende künstlerische Qualitäten an ihm nicht zu entdecken sind. Nicht als ob mir trocken sachliche, kühle Darstellung und die Verwendung des Pinsels als Zeichenstift zuwider wären. Wenn aber Korrektheit einem Künstler das Ideal ist, so muss er auch nach der Korrektheit beurteilt werden. Und da fällt denn gleich auf, dass zum Beispiel die Gesichtshälften auf dem Selbstbildnis Haiders im Oberlehrerkostüm nicht zusammenpassen wollen, dass auf dem einen Damenbildnis ein Armstuhl mit falscher Perspektive steht.

Haider gehört zu den Künstlern, die einmal viel versprochen haben, bevor sie sich in trockenem Schematismus versteiften. Sein Selbstbildnis vom Jahre 1868 hat eine schöne, edle Weichheit; man wäre nicht erstaunt, wenn man unter dem Bild seiner Gattin vom Jahre 1875 den Namen Leibl finden würde. Auch die Dame mit der Rose, ein Bild aus der jüngsten Zeit, zeichnet sich durch schöne Zeichnung und vornehme Haltung aus; vom Leben, das Haider noch in jungen Jahren den Bildern einzuhauchen wusste, ist aber nichts darin zu finden. Die Landschaften gar, die etwas sein möchten, wie es der alte Altorfer und Moritz von Schwind schufen, erreichen das Alte nicht mehr und wissen nichts von neuen Kunstmitteln. Ein ganz tüchtiger, aber doch recht unwesentlicher Künstler.

ZÜRICH

ALBERT BAUR

Nachdruck der Artikel nur mit Erlaubnis der Redaktion gestattet.
Verantwortlicher Redaktor Dr. ALBERT BAUR in ZÜRICH. Telephon 7750